

„Chaos ist Leben, Chaos ist Realität“

Judith Holofernes über Meditation, die Färöer-Inseln und ihr Konzert morgen in der Halle neun in Ingolstadt

Frau Holofernes, Ihr aktuelles Album heißt „Ich bin das Chaos“. Wie kam es zu diesem Titel?

Judith Holofernes: Ich hatte in den vergangenen Jahren das Gefühl, dass viele Leute mit innerem und äußerem Chaos zu tun haben – und viel mit der Angst zu kämpfen haben, die das auslöst. Gleichzeitig bin ich seit frühester Kindheit sehr gut mit dem Chaos befreundet, und als Künstlerin muss ich das auch sein. Diese Spannung hat mich fasziniert.

Dann ist Chaos nicht bedrohlich, sondern kreativ?

Holofernes: Beides! Chaos ist Leben, Chaos ist Realität, und trotzdem stecken wir alle so viel Energie in seine Zähmung.

Sie beherrschen auch buddhistische Meditation. Welche Kraft ziehen Sie daraus?

Holofernes: Ich meditiere im Moment viel weniger, als ich eigentlich gerne würde. Die Meditation war für mich immer ein wichtiger Anker in meinem eher unsteten Leben, aber mit dem zweiten Kind hat es mich ein bisschen aus dem Sattel gehauen. Ich arbeite dran! Trotzdem ist die buddhistische Praxis für mich die Grundlage für alle Entscheidungen in meinem Alltag und mir immer noch eine große Unterstützung.

Nun ist Meditation ja nicht nichts tun. Was machen Sie, wenn Sie nichts tun?

Holofernes: Ich sitze tatsächlich gerne auf meinem Sofa oder an meinem Fenster und gucke einfach so vor mich hin! Manchmal stundenlang. Wenn Hunde vorbeilaufen, hilft das, aber zur Not gucke ich auch den Blättern beim Fallen zu.

Es ist Ihr zweites Solo-Album nach der Zeit mit den „Helden“. Wie war die Arbeit daran?

Holofernes: Die Arbeit zu den Alben war sehr unterschiedlich, aber beide Male eigentlich sehr leicht und freudig. Das erste, „Ein leichtes Schwert“, hatte diese Unschuld eines Neuanfangs, den eigentlich keiner erwartet,



Auf Solo-Pfaden; Judith Holofernes hat nach vielen Jahren mit „Wir sind Helden“ ihr zweites Album veröffentlicht. Morgen tritt sie mit ihrer neuen Band in Ingolstadt auf.

Foto: Sensche

das war sehr frei und hat mir viel Spaß gemacht. Das zweite Album hatte dafür schon den Rückenwind, dass ich wusste, es gibt Leute da draußen, die sich freuen, dass ich weitermache. Und dazu habe ich ja bei „Ich bin das Chaos“ mit einem wunderbaren Songwriter zusammen geschrieben: Teitur von den Färöern. Die Schreibphasen auf den Färöern gehören zu den schönsten Zeiten in meinem Leben, völlig unwirklich und verzaubert, zwischen Wikingern und Elfen, und dazu noch die Sonne, die nie untergeht...

Manche Lieder auf der neuen CD sind nachdenklich, melancholisch, andere durchaus lebensfroh. Sie selbst haben gesagt, dass Sie das Album in „hellen Farben, die vor dunklem Hintergrund

erst richtig leuchten“ sehen. Was meinen Sie damit?

Holofernes: Na ja, Teile des Albums sind schon sehr dunkel, ich mag es, in Tiefen runterzugehen, wo man sich ohne Stirnlampe vielleicht nicht hinwagen sollte! Aber trotzdem habe ich das Gefühl, dass das wichtigste, hervorstechendste Element die Freude ist, und die scheint, nicht nur in der Musik, eben um so heller, je dunkler der Hintergrund ist.

Wie kam es zur Zusammenarbeit mit dem färöischen Musiker Teitur? Die Inseln im Nordatlantik liegen nun nicht gerade im Zentrum der musikalischen Aufmerksamkeit?

Holofernes: Ich habe auf der Tour zu „Ein leichtes Schwert“ ein Lied von ihm gecovered, „Ca-

therine the Waitress“ mit einem deutschen Text, als „Jonathan, der Kellner“. Das ist ein semi-heimliches Langzeithobby von mir: Ich übersetze gerne meine Lieblingslieder ins Deutsche. Davon hat Teiturs Manager Wind bekommen, und der hat uns dann zum gemeinsamen Schreiben verknüpft. Das war ein bisschen Seelenverwandtschaft auf den ersten Blick, Teitur wurde schnell zu einem meiner wichtigsten Freunde.

Sie haben in Freiburg, wo Sie Ihre Jugend verbrachten, mit 14 Jahren schon Straßenmusik gemacht. Nun ist Ihr Sohn erst 12. Was würden Sie aber sagen, wenn es ihn in zwei Jahren auch auf die Straße ziehen würde?

Holofernes: Das würde ich ihm nicht ausreden! Straßenmusik zu

machen ist eine tolle Schule, man lernt unheimlich viel darüber, ein Publikum zu gewinnen und zu halten, man kann sich toll ausprobieren – und sich als Teenager ein Taschengeld dazu verdienen, und das mit deutlich mehr Spaß, als wenn man bei einer Burgerkette am Schalter steht.

Was wird man in Ingolstadt hören? Sind auch „Helden“-Songs dabei?

Holofernes: Auf jeden Fall! Wir spielen Songs von beiden Solo-Platten, mindestens einen der Songs von „Sing meinen Song“ und auch ein paar „Helden“-Songs. Von den Helden spiele ich gerne die „heimlichen“ Hits, also nicht wirklich die Singles, sondern eher die versteckteren Lieblingslieder. Bisher habe ich damit immer ganz gut ins Schwarze getroffen, die Leute freuen sich immer sehr! Und ich suche Songs aus, die meiner neuen Band gut stehen: Das, was ich jetzt mache, ist ja sehr mit den „Helden“ verwandt, aber doch auch ganz anders. Ein bisschen weniger „Faust hoch“, dafür ein bisschen mehr Hüftschwung. Und durch die drei Frauen in der Band können wir tolle Sachen mit Satzgesängen machen, die bei manchen Songs was ganz Wunder-schönes, Neues reinbringen.

Die Fragen stellten Katrin Fehr und Anja Witzke.

Judith Holofernes tritt morgen, Donnerstag, um 20 Uhr in der Halle neun in Ingolstadt auf. Karten gibt es bei den DK-Geschäftsstellen und an der Abendkasse.

ZUR PERSON

Judith Holofernes, Jahrgang 1976, hat mit der Band „Wir sind Helden“ Riesenerfolge gefeiert. Seit 2012 gehen die Bandmitglieder getrennte Wege. Die in Berlin geborene und in Freiburg aufgewachsene Sängerin, Musikerin und begnadete Texterin veröffentlichte 2014 ihr erstes Soloalbum, „Ein leichtes Schwert“, 2017 das zweite, „Ich bin das Chaos“.

Agnieszka Holland wird 70

Von Natalie Skrzypczak

Warschau (dpa) Der Eisenerne Vorhang ist nie gefallen und Polen ein Polizeistaat, in dem ein Student und ein Polizist einer politischen Verschwörung nachgehen: Dieses Szenario zeichnet Polens wohl bekannteste Regisseurin Agnieszka Holland, die am heutigen Mittwoch 70 wird, in ihrem neuesten Regiewerk nach. Die Thrillerserie „1983“ ist Polens erste Eigenproduktion für den Streamingdienst Netflix und feiert nur zwei Tage nach dem runden Geburtstag der Filmemacherin Premiere. Bei der Arbeit an hochwertig produzierten Erfolgsserien ist Holland erprobt: Sie führte auch bei mehreren „House of Cards“-Folgen Regie.

In der neuen Serie wirft sie die Frage Freiheit versus Sicherheit auf, wie Holland gegenüber polnischen Medien verrät. „Es ist ein Dilemma, vor dem heute fast alle Länder stehen“, meint die Regisseurin angesichts zunehmender rechtspopulistischer Strömungen, die nach Terroranschlägen Ängste bei der Bevölkerung schüren. Filmemachen sei Politik, sagte sie in einem früheren Gespräch. Mit ihren Werken will Holland die Vorstellungskraft der Zuschauer erweitern



Politischer Kampf: Regisseurin Agnieszka Holland. Foto: Schwarz/dpa

und sie auf Dinge aufmerksam machen, die zuvor verborgen geblieben sind.

Damit hat die oscar-nominierte Schönerin von Polens 2016 verstorbenen Meisterregisseur Andrzej Wajda sichtlich Erfolg: Hollands letzter Film „Die Spur“ erhielt bei der Berlinale 2017 für das Eröffnen neuer Perspektiven einen Preis. In dem schwarzhumorigen feministischen Umwelt-Thriller nahm sie Geschlechter-Verhältnisse aufs Korn.

Nur durch ihre Kunst zu sprechen, reicht der gebürtigen Warschauerin nicht aus. „Wenn etwas Schlechtes geschieht und man meint, etwas daran ändern zu können, sollte man sich einmischen“, sagte Holland in einem Interview. Bei Kritik an Polens umstrittener PiS-Regierung nimmt sie kein Blatt vor den Mund.

Politischer Kampf liegt ihr gewissermaßen im Blut: Hollands Mutter war während des Zweiten Weltkriegs in der polnischen Untergrundbewegung aktiv, kämpfte 1944 im Warschauer Aufstand gegen die deutsche Besatzung. Seit Jahren engagiert sich Holland im Leben und auf der Leinwand gegen Nationalismus und Antisemitismus, scheut keine Tabus. Wiederholt machte die Regisseurin, deren Großeltern väterlicherseits als polnische Juden in Auschwitz ermordet wurden, Krieg und Holocaust zum Gegenstand ihrer Filme – etwa „Hitlerjunge Salomon“ und „Der Tunnel“, die ihr beide eine Oscar-Nominierung einbrachten.

Schöpfer von „Spongebob“ tot

Los Angeles (AFP) Der Schöpfer der beliebten Zeichentrickfigur „Spongebob Schwammkopf“ ist im Alter von 57 Jahren gestorben. Wie die Sendergruppe Nickelodeon gestern mitteilte, starb der US-Amerikaner Stephen Hillenburg an der Nervenkrankheit Amyotrophe Lateralsklerose (ALS). Die Serie „Spongebob Schwammkopf“ wurde 1999 erstmals ausgestrahlt. Sie wurde zum Hit und in mehr als 60 Sprachen ausgestrahlt.

Ein Wohnhaus als Albtraum

„Der Mieter“ im Münchner Marstalltheater als groteske Tragikomödie

Von Hannes S. Macher

München (DK) Majestätisch und stumm schreiten sie die Bühne ab, der Hausmeister und die Putzfrau, um am Ende ihrer Inspektionstour die im Eingangsbereich ihres Herrschaftsimperiums ausgelegte, überdimensionale blaue Plastikfolie glatt zu streichen. Dass diese Plane Metapher ist, erfährt man freilich erst am Schluss dieses an Anspielungen und Geheimnissen reichen Theaterstückes. Doch wer wohnt in diesem Haus, in dem der Müll in übervollen Tonnen anscheinend das ansonsten so übereisigen Hausmeister-Putzfrauen-Duo nicht stört? Seltsame, mysteriöse und rätselhafte Gestalten, darunter ein Dandy, der mit Papierschnitzeln die Abfallbehälter weiter füllt (René Dumont) und eine leise vor sich hin parlierende Frau (Cynthia Micas) huschen über die Flure und verschwinden in der Gemeinschaftstoilette, die von der Raumpflegerin (Anna Graenzler) besonders häufig gereinigt wird.

Ein in fahles Licht getauchtes Geisterhaus ist's, in dem ein reichlich farbloser Büroangestellter (Aurel Manthei) eine Wohnung sucht, aber vom ebenso muffigen wie bisweilen auch kumpelhaften Hauswart (Joachim Nimtz) vertröstet wird. Der Wohnungssuchende lässt sich freilich nicht abwimmeln, taucht als kleiner Bittsteller immer wieder auf, bis ihm eines Tages das Glück hold ist: Eine Wohnung ist frei geworden, die Mieterin hat Selbstmord begangen, sie ist aus dem Fenster gesprungen. Warum? Niemand weiß es. Doch der Wohnungsaspirant muss nicht



Wahnsinn Wohnungssuche: Szene mit Cynthia Micas und Aurel Manthei im Münchner Marstalltheater.

nur das kaputte Mobiliar, das eigentlich im Wertstoffhof entsorgt werden müsste, übernehmen, sondern auch den opulenten Fundus an Damenoberbekleidung. Warum? Auch das bleibt rätselhaft.

Doch klar ist, dass trotz dieser Bedingungen die Wohnungs- und Klamottenakquisition mit einer fetzigen Party gefeiert werden muss, bei der die Putzmaid mit Drogen sich zudröhnt, der um Ruhe und Ordnung geradezu tyrannisch besorgte Hausmeister-Zerberus ganz gewaltig ausflippt und der Dandy zum selbsternannten, obskuren Heilsbringer mutiert. Zu dritt zwingen sie den Neuen in die Identität und Kleidung der verblichene Vormieterin zu schlüpfen und als Transvestit unter der blauen Plastikplane sein Leben auszuhäuten.

Roman Polanski verfilmte bereits 1976 das Geschehen in diesem ominösen Haus als Psychothriller. Und Blanka Rádóczy hat

nun als Absolventin der August-Everding-Akademie dieses hintergründige Stück mit all seinen bizarren Szenen des französisch-polnischen Bühnen- und Romanautors, des Dichters, Liedermachers und Illustrators Roland Topor (1938–1997) in den höheren Sphären des absurden Theaters von Samuel Beckett und Eugène Ionesco angesiedelt. Doch hinter all den Paradoxien dieser Tragikomödie leuchtet auch die aktuelle Realität hier auf: Die Wohnungssuche als Wahnsinn, die Mieten als Horror und die ach so intakte Hausgemeinschaft als Albtraum. Das Absurde ist real und die Realität absurd.

Eine schräge Aufführung mit erstem Hintergrund für Liebhaber der zum Grotesken überhöhten Wirklichkeit.

Die nächsten Aufführungen im Münchner Marstalltheater sind am 29. November und am 5., 9. und 16. Dezember. Karten: (0 89) 21 85 19 40.

Leichtigkeit erspüren

Bronzen und Papierarbeiten von Emil Cimiotti

Von Annette Krauß

München (DK) Schwere Bronzeteile, die sich wie Schwingen eines Vogels in die Luft zu erheben scheinen, zeigt die Akademie der Schönen Künste in ihren Ausstellungsräumen, die sich im Obergeschoss der Münchner Residenz am Max-Joseph-Platz befinden. Wer hier den Blick aus dem Fenster über die Dächer der Stadt schweifen lässt und dann zurückkehrt zu den Exponaten, der kann die Leichtigkeit erspüren, die Cimiotti anstrebt.

Der 1927 in Göttingen geborene Künstler wurde aktuell zum Ehrenmitglied der Akademie ernannt. Er gehört zur ersten Generation, die nach dem Zweiten Weltkrieg den Aufbruch wagte, nachdem die NS-Diktatur die Moderne diffamiert hatte, wie Winfried Nerdinger bei der Ausstellungseröffnung betonte. Cimiotti machte zunächst eine Steinmetz-Lehrer, dann studierte er Bildhauerei in Stuttgart bei Otto Baum und sammelte Erfahrungen in Berlin und Paris. Ab 1955 fertigte er seine Bronzoplastiken im Wachs-Aus-schmelz-Verfahren, das auch im Mittelalter angewandt wurde. Bei dieser Technik geht das in Wachs gefertigte Modell verloren, und von dem Guss gibt es nur ein einziges Original.

Dass Cimiotti ab 1955 in der renommierten Münchner Galerie van de Loo ausstellte, und dass er 1958 und 1960 an der Biennale von Venedig teilnahm, zeigt, dass er mit seinen Arbeiten den Nerv seiner Zeit traf. Mit einer großen Geste greifen nun seine Plastiken „Nike“ und „Schwebend“ in den Raum, die

angerauten oder gefalteten Oberflächen zeigen ein Spiel von Licht und Schatten. Der inzwischen 91-jährige Bildhauer, der in Wolfenbüttel lebt, wechselte allerdings inzwischen den Werkstoff. Die jüngsten Arbeiten sind aus Papier, das er mal zusammenknüllt und wieder glättet, oder aber exakt faltet und schneidet zu geometrischen Formen, die er zusammenfügt. Oft gelingt es ihm, die Grenze zwischen Abstraktion und Gegenständlichkeit zu verwischen, indem er den Betrachter zu eigenen Assoziationen verführt. Und sein Alterswerk überzeugt, weil er Papier als plastischen Werkstoff benutzt, der in tiefen Rahmen seine Raumwirkung entfaltet.

Bis 14. Dezember in der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, Max-Joseph-Platz 3, geöffnet montags bis freitags von 11 bis 16 Uhr.



Emil Cimiotti: Nike, 2010/2011, Bronze. Foto: Lea Gryze